Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe
Band: 57 (1963)
Heft: 20

Artikel: Ein Gehörloser bei den Indianern in Mato Grosso [Schluss]
Autor: Michaud, Carlos
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-925393

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schweizerische Gehörlosen-Zeitung 57. Jahrg. Nr. 20
15. Okt. 1963

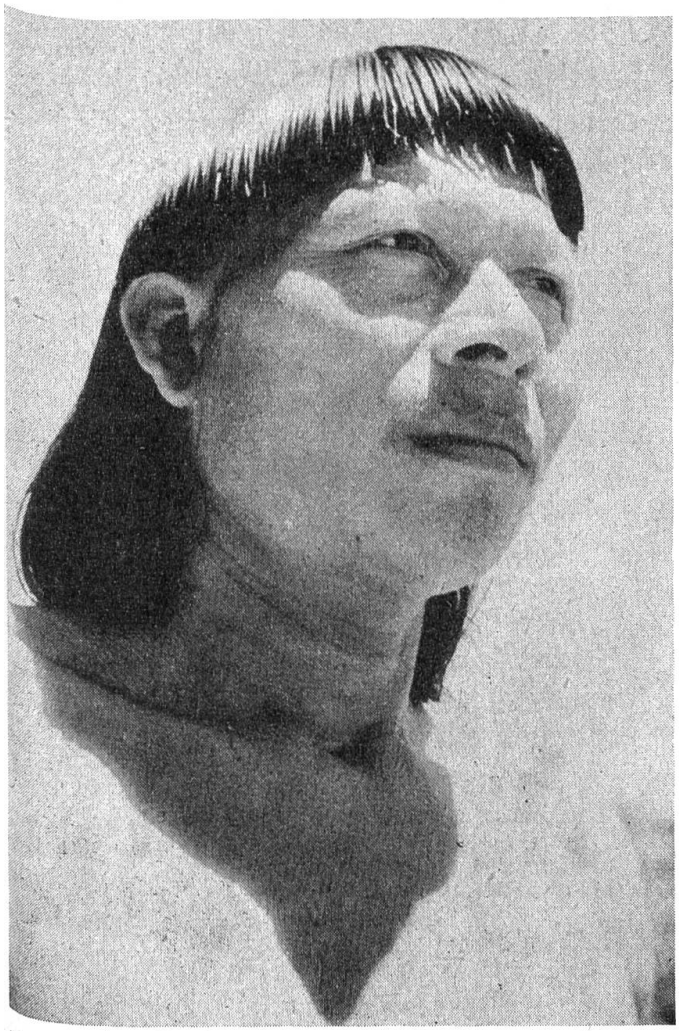
Herausgegeben vom Schweizerischen Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe (SVTG) für die deutsch-, italienisch- und romanischsprachige Schweiz
Offizielles Organ des Schweizerischen Gehörlosenbundes (SGB) *Evangelische Beilage*

Ein Gehörloser bei den Indianern des Mato Grosso

(Schluß)

Auf den Spuren der gefährlichen Xavente-Indianer

Verschiedene Stämme leben verstreut am Fuße der Serra (Berg) Roncador, an der Grenze zwischen Tapirapé und Araguaya-Becken. Es sind Nomaden, d. h. sie wohnen nicht in Dörfern, sondern wechseln den Wohnsitz beständig. Im Monat wandern sie einige Kilometer. Herr Aureli wählte Antonio als unsern Begleiter, weil dieser die Gegend gut kannte. Der Proviant wurde einem Maultier aufgeladen. Die drei gingen zu Roß. Bald fanden wir die ersten Spuren dieser wandernden Indianer.



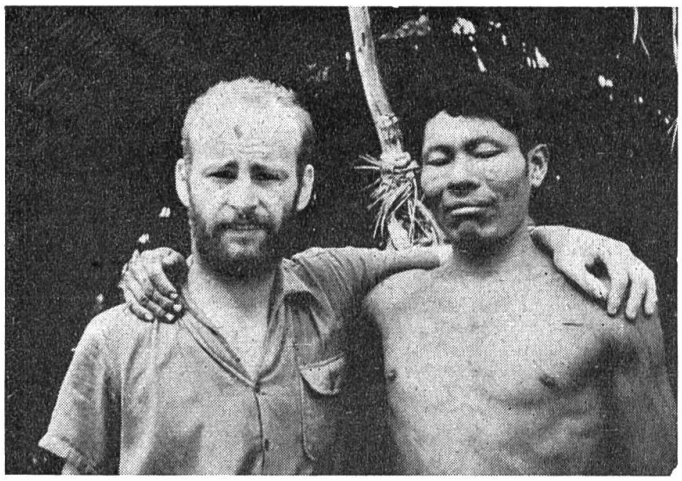
Das ist Maluaré, der Sohn des großen Xavente-Häuptlings. Er hat sicher schon viele Menschen getötet.

Einige Reiseerlebnisse

Wir mußten Busch und Sümpfe durchqueren. Zu allen Hindernissen setzte die Regenzeit früher ein als erwartet. Ich fröstelte tagelang in den nassen Kleidern. Dazu war ich auch ein schlechter Reiter. Ich litt wahre Höllenqualen, wenn das Pferd galoppierte und dabei meinen ganzen Körper durcheinanderrüttelte. Ich mußte auch immer meine Filme und meinen Fotoapparat vor der Nässe schützen.
Wir ritten an zahlreichen Kreuzen vorbei. Ich fragte Antonio: «Was bedeuten diese Kreuze?» Unser Führer erklärte mir darauf, daß hier viele Pioniere an der Malaria oder am Gelbfieber gestorben seien. Das waren keine ermunternden Reisegespräche.

Eine einsame Hütte im Busch

Mitten im Busch entdeckten wir eine kleine, bewohnte Hütte. Ich mußte unwillkürlich an ein Hexenhäuslein denken. Eine Negerin wohnte hier einsam und verlassen. Sie gab uns zu trinken und bewirtete uns mit versalzenem Dörrfleisch und Manioka.



Carlos Michaud, der Verfasser dieses Expeditionsberichtes, mit einem Indianer. Diese Foto hat ein Indianer gemacht.

Wir baten um Auskunft über die Xavente-Indianer. Die Frau erzählte, diese seien vor ungefähr zwei Monaten bei dieser Hütte vorbeigezogen. Sie wollte aber keine genaue Auskunft geben, sondern zeigte nur nach Norden. Trotz Sturm und Nässe verfolgten wir nun die deutlich gefundene Spur.

Antonio will aufgeben

Nach einem zwölfstündigen Ritt lagerten wir in der Gegend von der Serra Roncador. Ich fand einige Kautschukbäume. Die Früchte sind klebrig und sehen ähnlich aus wie unsere Zwetschgen. Plötzlich rief unser Führer aus: «Ich komme nicht mehr weiter.» Antonio hatte auf einmal eine fast krankhafte Angst vor den Xavente-Indianern. Wir versuchten ihn zu überreden, aber er schrie immer nur: «Nein, nein, nein.» Nach vielen Versprechen erklärte er sich am andern Morgen bereit, weiter mit uns zu kommen. Gott sei Dank!

Eine bittere Enttäuschung und ein Pirayabiß

Wir waren schon wieder mehrere Tage unterwegs, da entdeckten wir an einem breiten Fluß einen Lagerplatz der Xavente. Leider hatten sie alles verbrannt, bevor sie weitergezogen waren. Von hier aus führte die Spur über einen breiten Fluß und nachher in das Dickicht des Urwaldes. Hier mußte ich meinen sehnlichsten Wunsch, nämlich die Xavente-Indianer zu sehen, begraben. Es war zu gefährlich, in den Urwald einzudringen. Zudem mußten wir auch die Pferde und das Maultier schonen. Wir beschlossen daher, umzukehren. Wie ich dann doch noch ein paar Xavente-Indianer zu Gesicht bekam, erzähle ich etwas weiter unten.

Traurig spazierte ich dem Fluß entlang. Da es wieder etwas wärmer war, wollte ich ein Bad nehmen. Ich streckte meine Beine ins ruhige Wasser. Plötzlich spürte ich einen stechenden Schmerz. Ein Piraya hatte ein Stück Fleisch von meinem Bein gerissen. Herr Aureli pflegte und verband die Wunde. Jetzt konnte ich den Stiefel nicht mehr anziehen, denn der Verband war zu dick. Enttäuscht und erst noch verletzt traten wir die Heimreise an.

Ich spreche mit Maluaré, dem Sohn des großen Xavente-Häuptlings

Auf der Rückreise kamen wir wieder an der Stelle vorbei, wo wir zum erstenmal die Schreie der Xavente-Indianer vernommen hatten. Plötzlich tauchten drei schöne Indianer auf. Es waren Angehörige des Xavente-Stammes. Meine Freude kannte keine Grenzen. Sofort sprang ich an Land und wollte mich mit ihnen unterhalten. Sie antworteten nicht, sondern sahen mich sehr feindselig an. Ich versuchte nun in der internationalen Zeichensprache zu reden. Und siehe da! Einer von den Dreien gab mir begeistert Antwort. Darauf verschwanden sie wieder im Dickicht und erschienen bald darauf mit Maluaré, dem Sohn des großen Xavente-Häuptlings. Ich gab ihm mein Feuerzeug und den Dolch.

Bevor ich mich von diesem gefährlichen Indianer verabschiedete, streichelte er mein rotes Haar. Er beneidete mich darum. Dann grüßte er mich traurig, legte beide Hände auf meine Schulter und lud mich ein, mit ihm zu kommen. Er war betrübt, als ich ihm sagte, bis zu meinem Besuch werde die Sonne noch oft auf- und niedergehen. Maluaré hat sicher viele Menschenleben auf dem Gewissen. Trotzdem wäre

ich gerne bei ihm geblieben, denn er nannte mich seinen Freund. Sein markantes Gesicht werde ich nie vergessen können.

Jeder schneidet sich die Haare selbst

Alle Xavente-Indianer haben schönes, pechschwarzes Haar. Es sah aus, als ob sie die Haare schneiden würden. «Aber die haben doch keine Schere», dachte ich. Herr Aureli erklärte mir, daß sie sich mit dem Kopf der Piraya die Haare schneiden. Das leuchtete mir sofort ein, denn die Zähne dieser räuberischen Fische sind messerscharf.

Da möchte ich nicht krank werden

Wenn ein Xavente-Indianer krank wird, so ruft man den Medizinmann. Dieser tanzt im Zimmer umher, bis er ans Lager des Patienten gelangt. Dann frägt er den Kranken: «Wo tut es dir weh?» Der arme Kranke bekommt nun aber eine Mixtur. Der Medizinmann bohrt den Pfeil tief in die schmerzende Körperstelle. Ich vermute, daß nach einer solchen Operation die meisten Patienten nicht mehr lange leiden müssen.

Zurück in die lärmige Zivilisation

Bei feuchtem und regnerischem Wetter machten wir uns wieder auf den Weg. Wir mußten so schnell als möglich das Flugzeug erreichen. Während der eigentlichen Regenzeit ist der Flugverkehr eingestellt. Ich kehrte nur ungern in die lärmige, hetzende Großstadt von Sao Paolo zurück. Drei Monate hatte ich nun in der Wildnis gelebt. Ich habe die Indianer kennen und auch schätzen gelernt. Diese Expedition wird mir ewig im Gedächtnis bleiben.

Frau Smith überlebt das Erdbeben in Agadir

(Agadir wurde im Jahre 1960 durch ein Erdbeben zerstört. Dabei gab es 10 000 Tote.)

Frau Mary Smith und ihr einjähriges Töchterlein Frances wohnen am 29. Februar 1960 in einem schönen Hotel in Agadir, Marokko. Herr Smith ist ein amerikanischer Fliegeroffizier. Er arbeitet auf dem Flugplatz etwas außerhalb der Stadt. Heute hat er Urlaub und freut sich am Zusammensein mit Frau und Kind im Hotel. Bald läutet es zum Mittagessen. Herr Smith spielt mit der kleinen Frances, seine Frau macht sich im Badezimmer schön.

11.39 Uhr, ein Donnern, ein Krach! — — Einige Minuten später erwacht Frau Smith aus der Betäubung. Es ist dunkel, sie ist eingeklemmt. Sie kann sich nicht bewegen. Wasser rinnt über ihren Körper. Sie hört Frances schreien und ruft: «Robert, wo bist du? Wie geht es dir? Wo ist Frances?» Der Mann antwortet: «Gut» (obschon er schwer verletzt ist), «ich sehe Frances. Ich will sie holen. Was machst du, liebe Mary? Hast du Schmerzen? Komm, wir wollen uns retten.»

Frau Smith liegt unter tiefen Trümmern. Das Hotel ist eingestürzt. Steine und Schutt decken sie metertief zu. Die Badezimmertüre schützt sie, sonst wäre sie wie viele andere umgekommen. Frau Smith will ihren Mann erreichen. Aber es ist unmöglich, sie ist fest eingeklemmt, nur ihr linker Arm ist frei. Sie kann mit der linken Hand ein wenig Sand und Steine von der Nase wegkratzen, um besser atmen zu können. Frau Smith probiert noch einmal, sich zu befreien. Aber es geht nicht. Wenn sie Trümmerstücke wegschiebt, stürzen neue auf sie. So muß sie mit großen Schmerzen auf Hilfe warten. Ihr Mann will Retter holen.

Robert liegt auch zwischen Trümmern, mehrere Meter entfernt und höher. Er hat viele Quetschungen und blutet an Armen und Beinen. Nun bahnt er sich mit letzten